

ZEITEN, ZEUGEN, ZÄSUREN

EINWURF

APROPOS VÖLKER-SCHAUEN

Auch Singhalesen und Lappländer zeigte man in Wien.

Neben den „Aschantis“ gab es weitere „Völkerschauen“ in Wien, wie etwa die „Lappländer-Schau“ 1872/73, die „Nubier-Karawane“ 1878 und die „Singhalesen-Ausstellung“ 1884 mit 400.000 Besuchern. Der Historiker Werner Schwarz hat Berichte über Ausstellungen in den Neunzigern untersucht. Die Exoten wurden meist als naiv und „freundlich lächelnd“ präsentiert. Daneben gab es aber auch bösartig karikierende Darstellungen. Eine Mischung aus Bewunderung und deutlicher Abwertung fremder Kulturen. Geächtet wurden die Völkerschauen in Mittel- und Westeuropa erst mit Ende des Zweiten Weltkriegs. Wobei noch 1958 in Belgien ein Dorf im Kongo gezeigt wurde.

Der Menschenzoo im Wiener Tiergarten

Der **König von Aschanti und sein Dorf** wurden 1896 in Wien zur Schau gestellt. Für die Betreiber war das entwürdigende Schauspiel ein gutes Geschäft: Zigtausende Menschen wollten die »Attraktion« aus Afrika sehen. Über einen Wiener Sommer vor 120 Jahren.

VON THOMAS HOFMANN

Gestern Nachmittag, es war Freitag, der 10. Juli 1896, „ist in Wien fast die ganze Bevölkerung eines Aschanti-Dorfes, gegen 70 schwarze Männer, Frauen und Kinder, mit dem Ofen-Pester Postschiffe bei der Station Weißgärber gelandet und hat sich in einer langen Wagenreihe über den Ring, Kohlmarkt, Graben, Rotenturmstraße und Praterstraße in ihre Villenkolonie begeben, die ihnen im Wiener Tiergarten errichtet wurde.“ Printmedien wie die „Arbeiter-Zeitung“ beschrieben hier die Ankunft einer Gruppe von Schwarzafrikanern, die in den nächsten drei Monaten die Sensation sein sollten.

Wie wilde exotische Tiere, nicht wie Menschen wurden die Afrikaner angepriesen, dann ausgestellt und von den Wienern begafft. Diese Menschenzoos schürten rassistische klischeeüberfrachtete Zerrbilder, die nachwirkten. Doch die Betreiber der „Thiergärten“ machten sich über derlei Dinge keine Gedanken. Nicht nur in Wien, sondern in ganz Mittel- und Westeuropa war die Zurschaustellung von Afrikanern populär.

Der entwürdigte Kammerdiener. Die „Aschanti“ waren auch keineswegs die ersten, wie die berüchtigte Geschichte des aus Nigeria stammenden Angelo Soliman zeigt. Er wurde getauft, war Kammerdiener und Freimaurer und wurde selbst von Joseph II. geschätzt. Doch nach Solimans Tod 1796 präparierte man ihn, trotz Protesten seiner Tochter, und stellte ihn als halb nack-

Der Tiergarten hob die Eintrittspreise – und bot »Aschanti-Suppe« an.

ten Wilden zur Schau. Und 100 Jahre später kamen die Aschanti. Der Wiener Tiergarten befand sich damals nicht in Schönbrunn, sondern „am Schüttel“. Er war 1863 in unmittelbarer Nähe des Würstelpraters eröffnet und im September 1866 wieder gesperrt worden. Trotz Neueröffnung am 1. Mai 1868 sollte das Etablissement, das sich mit ethnografischen Schau-

ZUM AUTOR



Thomas Hofmann ist Bibliothekar und lebt als freier Autor in Wien. *W.H. Archiv*

stellungen neu ausgerichtet hatte, bis zur öffentlichen Versteigerung am 17. April 1901, nie so richtig in Schwung kommen.

Im 19. Jahrhundert, als der Schwarze Kontinent noch in weiten Bereichen eine Terra incognita war, rankten sich zahlreiche Mythen und Schauergeschichten um dessen Einwohner. Im Weltausstellungssommer 1873 veröffentlichte just am 18. August 1873, dem 43. Geburtstag des Kaisers, das „Illustrierte Wiener Extrablatt“ eine ganzseitige Coverstory zu „Der König von Aschanti und sein Dorf“ samt großformatigem Titelbild: „Die Vielweiberei steht hier auf dem Höhepunkte; der König besitzt 3333 Frauen, und diese kabbalistisch vierfache Dreierzahl muß immer voll erhalten werden. Die Aschanti-Neger sind eine kraft- und muthvolle Race, im Umgang sind sie sehr höflich und leutselig, aber der nie ausgehende Krieg mit den Nachbarn macht sie im höchsten Grade blutgierig.“

Der Kriegszug. Als dann 1896 die Aschanti über Vermittlung des französischen Kaufmannes Bouvier in Kooperation mit der Verwaltung des Tiergartens erstmals nach Wien kamen, war die PR eine weitaus friedlichere. Im Vorfeld hatte man ein afrikanisches Dorf mit strohgedeckten Hütten und offenen Werkstätten aufgebaut. „Die Leute leben hier fast so ungezwungen wie in ihrer afrikanischen Urheimat, sie sind mit ihren schwarzen Kindern, die auch alle Unarten weißer europäischer Kinder besitzen, eifrig beschäftigt. Zu- werden die Kinder von den Weibern während der Arbeit auf den Rücken getragen, wo die Kleinen aus einer sackartigen Kleidfalte munter hervorlugen. Die Männer beschäftigen sich mit allen Arbeiten, auch ein Goldarbeiter ist unter ihnen.“ („Wiener Zeitung“ vom Sonntag, dem 12. Juli 1896).

Eine Attraktion „für etwas stärkere Nerven“ war der allabendlich abgehaltene „Miniatur-Kriegszug“, den die

meinen Garten umzupflanzen. Vor allem die vielen Arten der Rutenhirse mit ihren stahlblauen Blättern hatten es mir sofort angetan. Kugeldisteln, Elfen-disteln, Brandkraut, Weidenröschen, Silberbüsche und die vielen neuen purpur- und schwarz-roten Sedum-Arten fanden zusätzlich Eingang in meinen Garten.

An lauen Sommerabenden habe ich nun Zeit, dem Rascheln der Gräser zu lauschen, und im Winter, wenn sich der Raureif auf die Gräser und die stehen gelassenen Samenstände der Stauden legt, gibt der Präriegarten eine „Zugabe“ und zeigt sich in seiner winterlichen Pracht. **Egon Hofer, 9063 Maria Saal**



Auf einer Ansichtskarte präsentiert sich der „Thiergarten“, der auch Menschen ausstellte. *W.H. Archiv*

„Aschanti-Neger“ zum Besten gaben. Der Tiergarten hatte die Gunst der Stunde erkannt und die Eintrittspreise angehoben sowie sein kulinarisches Service ausgebaut: Man offerierte eine „Aschanti-Suppe“ und „Aschanti-Braten“.

Die „Aschanti-Neger“ sorgten für Besucherrekorde. Am 27. Juli kamen 22.300 Besucher; man hatte nicht nur alle Mühe, die Ordnung aufrechtzuerhalten, es gab auch schier endlose Warteschlangen bei den Kassen. Der Erfolg sollte anhalten, allein im September zählte man 193.922 Besucher.

Im Sommer war der Aufenthalt für die an tropische Temperaturen gewöhnten Afrikaner in Wien durchwegs gut verträglich, mit Einsetzen kühlerer Temperaturen tauchten Probleme auf. Die Meldung, dass der Waffenschmied der „Aschanti-Neger“, der 28-jährige John Ahadi – „dem Einfluß des ungeordneten nördlichen Klimas zum Opfer gefallen“ war („Die Presse“, 5. Oktober 1896) rührte die Herzen der Wiener. Ahadi – „Er war Heide und Fettschanbeter“ – war am 30. September mit einer Lungenentzündung in das Spital der Barmherzigen Brüder gebracht worden und am Sonntag, dem 4. Oktober, verstarb. Begraben wurde er am nächsten Tag

auf dem Wiener Zentralfriedhof, nachdem sich die Seinen beim Prior der Barmherzigen Brüder „durch Gebeden [sic!]“ bedankt und alle stammesüblichen Begräbnisrituale vollzogen hatten. Das Interesse an den Aschanti war groß. Sogar ein Gassenhauer namens „Wiener Aschanti-Baum“ kursierte: „A so a Aschanti mit brater Nosen, großer Papen, ohne Hosen, Der g fällt den Wiener Frauen so guat, rum die Aschanti dürfen net furt.“

Vor Gericht. Beim Abschied der Afrikaner sorgten noch einige Meldungen für Aufsehen. Die Topschlagzeile war freilich: „Die Gattin des Aschantihäuptlings vor Gericht“ („Die Presse“, 13. Oktober 1896). Was war passiert? Die 19-jährige Hermine Schandl, Kassiererin im Vergnügungspark Venedig in Wien wurde, als sie bei den Aschanti zu Besuch war, von der 28-jährigen Jaboley Domei, Frau des Aschanti-Häuptlings Kuaku Domei, während sie dieselbe leicht berührte, mit den Fingernägeln im Gesicht zerkratzt.“ Die neugierige Wienerin war der Afrikanerin beim Zuschauen der Küchenarbeit zu nahe gekommen, hatte sie berührt, und so kam es zu einer Reaktion, die dazu führte, dass das Bezirksgericht Leopoldstadt wegen

Übertretung des § 411 (leichte Körperverletzung) tätig werden musste. Nach der ersten Verhandlung wurde verurteilt, am Zeugen zu laden und einen Lokalausweis vor Gericht durchzuführen. Schließlich gab es eine Art Happy End. Hermine Schandl „verzieht“ Jaboley Domei, der zugestanden wurde, nicht in böser Absicht, sondern in Notwehr gehandelt zu haben.

Aufmerksame Leser fanden auch eine kurze Meldung im „Vaterland“ (13. Oktober 1896) betreffend Ala, einem Bruder des kurz zuvor verstor-

benen John Ahadi. Von „plötzlichem Unwohlsein befallen“ wurde Ala bei den Barmherzigen Brüdern eingeliefert. Die Diagnose: „leichtes gastrisches Fieber“. Die Ursache: „hervorgerufen durch ungewohnten Genuß von kaltem Bier.“ Eine damals wohl nicht minder überraschende Meldung, im positiven Sinne allerdings, ist der „Presse“ vom

14. Oktober zu entnehmen: „Die Aschanti im Carltheater.“ Tatsächlich waren am Tag der Gerichtsverhandlung Häuptling Kuaku mit Frau und Gefolge abends im Theater. Hier gab man die Operette „Der Zauberer vom Nil“ (Libretto: Harry B. Smith; Deutsch von Alexander Neuman; Musik: Victor Herbert).

Am Montag, dem 19. Oktober, war es dann endgültig so weit. Die „ganze Truppe“ verließ um 7 Uhr abends den Tiergarten und begab sich zum Westbahnhof, wo sie mit dem

Nachtzug um 22 Uhr ihre Rückreise via Marseille nach Afrika antrat. Was blieb von den Wiener „Aschanti-Negern“? Bekannt sind 32 kurze Prosaskizzen (1897) „Ashantee – Im Wiener Tiergarten bei den Negern der Goldküste, Westküste“ von Peter Altenberg. Darin fängt er auch die herablassende Arroganz ein, mit der die Zoobesucher den Afrikanern begegneten.

Der Brief der Häuptlingsgattin. Weniger bekannt dürfte ein Schreiben sein, das Häuptlingsgattin Jaboley Domei den „Wiener Caricaturen“ als offenen Brief zuspielte. Veröffentlicht wurde die wenig schmeichelnde Abrechnung einen Tag vor der Abreise der Schwarzafrikaner und -afrikanerinnen. Hier war zu lesen: „Diese Weißen sind sehr dumm. Wenn sie zu uns kommen würden, es würde kein Aschanti einen Heller zahlen, um sie zu sehen.“ Im April 1897 holte man abermals eine Gruppe „Aschanti-Neger“ nach Wien in den Tiergarten am Schüttel unter dem Titel „Grosse ethnographische Ausstellung: Die afrikanische Goldküste und ihre Bewohner (120 Eingeborene)“. Der erhoffte Profit durch Eintrittsgelder rechtfertigte scheinbar alles.

»Wenn sie zu uns kämen, würde niemand einen Heller zahlen, um sie zu sehen.«

benen John Ahadi. Von „plötzlichem Unwohlsein befallen“ wurde Ala bei den Barmherzigen Brüdern eingeliefert. Die Diagnose: „leichtes gastrisches Fieber“. Die Ursache: „hervorgerufen durch ungewohnten Genuß von kaltem Bier.“

Eine damals wohl nicht minder überraschende Meldung, im positiven Sinne allerdings, ist der „Presse“ vom

Scherben übrig bleiben wird. Ziemlich alt, dieser New Deal. **DI Helmut Biely, 3400 Weidling**

Österreich wäre Buhmann

Sowohl Kanzler als auch Außenminister haben recht: Diese Türkei mit ihren schwindenden rechtlichen Standards hat in Europa nichts verloren. Der Chefredakteur fordert aber richtigerweise eine Mäßigung der Worte ein – nicht zuletzt, weil bei einem Schwenk von Erdogans Flüchtlingspolitik Österreich in Europa einen Imageverlust erleiden würde – und uns die Rolle des Buhmanns sicher wäre. **Michael Schüller, 1020 Wien**

Zu den Ereignissen in der Türkei

Gespensische Szenen

Was wir derzeit in der Türkei erleben, erinnert gespenstisch an Szenen aus

der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Zuletzt die Demonstration in Istanbul, die genauso gut auf dem Heldenplatz in Wien im Jahr 1938 hätte stattfinden können. Eingeladen waren in Ankara die faschistische MHP und die nationalistischen Kemalisten. Ausdrücklich unerwünscht waren hingegen die Kurden. Gab es das nicht schon einmal, nur waren es damals nicht Kurden...? **Andreas J. Burghofer, Markersdorf**

Zur Diskussion um den EU-Türkei-Flüchtlingsdeal

Potemkinsches Dorf

Wenn man über den EU-Türkei-Flüchtlingsdeal diskutiert, spricht man von einem Potemkinschen Dorf. Zwei Ursachen gibt es, warum nur wenige Flüchtlinge nach Mitteleuropa kommen. Erstens hat die Türkei die Grenze zu Syrien abgeriegelt, und zweitens ist die Balkanroute de facto geschlossen. Die Hauptmigrationsroute ist der See-

Culture Clash



FRONTNACHRICHTEN AUS DEM KULTURKAMPF

Unsittlich unnackt. Geht in Cannes gerade der letzte Rest der laizistischen Vernunft baden? Das dortige Burkini-Verbot klingt nach dem »Gendarm von Saint Tropez« – wirft aber ernste Fragen auf.

VON MICHAEL PRÜLLER

Der republikanische Bürgermeister von Cannes, David Lisnard, ist ein Verfechter der Bürgertugenden. Er hat Hunderte Videokameras in seiner Stadt installieren lassen, um all jene bestrafen zu können, die mit lauten Mopeds herumfahren, an die Hauswand urinieren oder ihren Sperrmüll an den Straßenrand stellen. Er ist stolz darauf, dass Cannes die erste Gemeinde Frankreichs ist, in der man für weggeworfene Zigarettenstummel ein Strafmandat bekommt. Und nun hat er den Burkini von den öffentlichen Stränden verboten.

Es ist nicht ganz klar, warum. Nur eine von mehreren Maßnahmen, um „in der Zeit des Notstands die Sicherheit meiner Stadt zu gewährleisten“, sagt Lisnard. Es geht darum, Menschaufmärsche oder Schlägereien zu verhindern. Für den Stadtdirektor wiederum ist es ein Verbot „ostentativer Kleidung“, die „auf eine Verbundenheit mit terroristischen Bewegungen Bezug nimmt, die gegen uns Krieg führen“. Diesmal nennt jedenfalls niemand die Unterdrückung der Frau, die sonst von Politikern angeführt wird, wenn sie Frauen vorschreiben, was sie (nicht) zu tragen haben.

Das Interessante ist der Wortlaut. In der Einleitung ist von Kleidung die Rede, die „auf ostentative Weise eine Religionszugehörigkeit manifestiert“, und vom Prinzip des Laizismus und der sich daraus ergebenden Neutralität der öffentlichen Verwaltung. Das Verbot selbst lautet: „Der Zugang zu den Stränden und Badeplätzen der Gemeinde Cannes ist (?) jeder Person ohne korrekte, die guten Sitten und die Laizität respektierende Kleidung untersagt.“

Aber welche Kleidung respektiert denn nun die Laizität? Vor 90 Jahren gingen auch die Laizisten in zumindest knielangen Badekostümen schwimmen. Was, wenn man heute in so einem Aufzug erscheint, der, blau-weiß-rot gestreift, auch noch auf die Verbundenheit mit der laizistischen Republik Bezug nimmt? Oder wenn jemand zum Bikini Kopftuch trägt? Oder wenn eine katholische Klosterschwester mit ihrem ostentativ-religiösen Habit am Strand spazieren will? Verboten, sonst kommt es noch zu Menschenansammlungen und Schlägereien!

Die Posse aus Cannes wirft auch ernste Fragen auf: Darf man in einem fremden Land nur noch dann religiös sein, wenn es keiner sieht? Ist der Westen mit dem Islam im Krieg, und sind daher islamische Äußerlichkeiten unerträglich – so wie 26 US-Bundesstaaten im Ersten Weltkrieg den Gebrauch der deutschen Sprache verboten haben? Wie totalitär darf Laizität sein? Und hat man in Cannes mit der Einschränkung bürgerlicher Freiheiten die europäischen Werte nun verteidigt oder angegriffen?

Der Autor war stv. Chefredakteur der „Presse“ und ist nun Kommunikationschef der Erdzörese Wien.

meinung@diepresse.com

diepresse.com/cultureclash

LESERBRIEFE SAGEN SIE UNS DIE MEINUNG

Ihre Briefe an: leserbriefe@diepresse.com – Die Presse, Hainburger Straße 33, 1030 Wien. Hinweis: Die abgedruckten Leserbriefe müssen nicht der Meinung der „Presse“ entsprechen. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

»Schwitzen an einem Sommertag«, Gartenkralle von Ute Woltron, 7. 8.

Stundenlanges Gießen

Da ein Großteil meines Gartens aus einem Hang, der nach Süden hin ausgerichtet ist, besteht, war ich viele Jahre lang, besonders an sogenannten Tropentagen, täglich stundenlang mit Gießen beschäftigt.

Die Werke von Piet Oudolf und Noel Kingsbury öffnen mir nicht nur die Augen für trockenheitsverträgliche, robuste Pflanzen und Gräser, sie zeigen mir in ihren Büchern Pflanzenkombinationen von solch neuartiger Schönheit, dass ich sofort damit begann,

»Und nun wieder ein wenig Diplomatie!«, Leitartikel von Rainer Nowak, 7. 8.

Kerns New Deal zerbrösel

Die Wortmeldung von Bundeskanzler Kern war so nötig wie ein Kropf und wohl ausschließlich als Ablenkung von der Unfähigkeit, eine konstruktive Innenpolitik zu formulieren, gedacht.

Unabhängig davon, dass das Ansinnen, die Gespräche mit der Türkei abzubauen, gegen Angela Merkel in der EU nicht durchsetzbar ist, wird es so oder so noch Jahrzehnte dauern, bis die Türkei auch nur in die Nähe einer Mitgliedschaft gelangt. Wozu also dann Erdoğan eine mögliche Ausrede für

weg über das Mittelmeer, das betrifft aber nicht syrische Flüchtlinge, vor allem sind es afrikanische Migranten, die nach Europa streben. Der EU-Türkei-Deal funktioniert nicht, weil die Türkei für griechische Gerichte kein sicherer Drittstaat ist. Griechenland hat bisher etwa 90 Personen monatlich in die Türkei zurückgeschickt. Sollte der EU-Türkei-Deal aufgelöst werden, dann passiert zunächst nicht viel, außer die Türkei motiviert die syrischen Flüchtlinge, nach Griechenland auszuwandern, was bei der herrschenden politischen Lage nicht ausgeschlossen ist. Eine unkontrollierte Öffnung der Grenze zu Syrien ist kaum wahrscheinlich, da zu befürchten wäre, dass sich kurdische Kämpfer und IS-Terroristen unter den Flüchtlingen befinden. Wichtig wäre es, den Bürgerkrieg in Syrien zu beenden und die Flüchtlingslager im Nahen Osten materiell und finanziell zu unterstützen. **Kurt Gärtner, 4600 Wels**

»Kanzler und Außenminister haben recht: Diese Türkei mit ihren schwindenden rechtlichen Standards hat in Europa nichts verloren.« **MICHAEL SCHÜLLER**